

## **Der Weg zur Anschauung – ein Beitrag zur Philosophie der Erkenntnis\***

Die Funktion der Anschauung im Lebens- und Erkenntniszusammenhang zu bestimmen war für die überlieferte Erkenntnistheorie kein ernsthaftes Problem. Am Anfang steht als selbstverständlich die Anschauung. Sie stellt das sichere Fundament dar, von dem alle weitere Erkenntnis ausgehen muß. Alles Erkennen beginnt mit der Anschauung, um von da aus zu den Begriffen und Begriffsverbindungen aufzusteigen. Wir erinnern, um an ein bekanntes Beispiel anzuknüpfen, an den Beginn der „Kritik der reinen Vernunft“, an den ersten Satz, mit dem – nach der Einleitung – der systematische Gang einsetzt: „Auf welche Art und durch welche Mittel sich auch immer eine Erkenntnis auf Gegenstände beziehen mag, so ist doch diejenige, wodurch sie sich auf dieselben unmittelbar bezieht, und worauf alles Denken als Mittel abzweckt, die Anschauung ... Alles Denken aber muß sich, es sei geradezu (directe), oder im Umschweife (indirecte), vermittelt gewisser Merkmale, zuletzt auf Anschauungen ... beziehen, weil uns auf andere Weise kein Gegenstand gegeben werden kann.“ Diese Stelle ist hier so ausführlich wiedergegeben, weil darin das Verhältnis der überlieferten Grundbegriffe mit besonderer Klarheit formuliert ist.

Alle Erkenntnis muß bei der Anschauung beginnen, um von da zu den Begriffen aufzusteigen. Die Anschauungen sind das noch begrifflich ungefaßte Rohmaterial der Erkenntnis, das zu seiner Bewältigung der begrifflichen Fassung bedarf.

Die Pädagogik hat dann den Ausgang von der Anschauung zum Grundprinzip einer gesicherten Wissen vermittelnden [1137/1138] Didaktik gemacht. So will, um nur ein Beispiel zu geben, Pestalozzi „die Formen alles Unterrichtes den ewigen Gesetzen unterwerfen, nach welchen der menschliche Geist von sinnlichen Anschauungen sich zu deutlichen Begriffen erhebt“. Er betont immer wieder, „daß die Anschauung das absolute Fundament aller Erkenntnis sei, mit anderen Worten, daß jede Erkenntnis von der Anschauung ausgehen und auf sie müsse zurückgeführt werden können“. Auf dieser Grundlage hat sich dann bekanntlich der moderne Anschauungsunterricht entwickelt. Nur so scheint in der Tat ein verlässlicher, von Stufe zu Stufe sicher fortschreitender Gang der Erkenntnis möglich, und alles kommt darauf an, daß zunächst einmal die Grundlagen, d. h. die Anschauungen, sicher gelegt sind. Das alles klingt so einfach und überzeugend, daß man sich gar nicht vorstellen kann, was daran noch problematisch sein sollte.

Aber diesem Ansatz ist von Anfang an der Boden entzogen, sobald wir erkannt haben, daß wir uns von vornherein in einer vertrauten, in irgendeiner Weise schon immer verstandenen Welt bewegen. Indem wir die „zuhandenen“ Dinge zu gebrauchen wissen, haben wir sie schon immer irgendwie verstanden und kommen gar nicht zu dem, was nach der überlieferten Theorie am Anfang stehen sollte: der reinen und unbefangenen Anschauung. Wir haben die Anschauung schon immer irgendwie übersprungen.

So entsteht die Frage, in welcher Weise die Anschauung dann, wenn sie nicht am Beginn der Erkenntnis steht, uns ursprünglich gegeben ist und in welcher Weise sie dann in den Erkenntnisprozeß einbezogen werden kann. Wir wagen es, um uns aus der verfahrenen Situation der erkenntnistheoretischen Erörterung zu befreien, uns dem Leitfaden der Sprache anzuvertrauen; denn die Sprache verwendet den Begriff der Anschauung oder besser als Verbum gefaßt des Anschauens in einem vollen und schönen Sinn, nämlich als ein offenes und von allen Bedürfnissen der Praxis befreites Schauen. Und dieses bezeichnet eine der tiefsten und beglück-

---

\* Erschienen in der Zeitschrift „Universitas“, 36. Jg. 1981, S. 1137-1146. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

kendsten Erfahrungen des menschlichen Geistes. Die Sprache unterscheidet sehr scharf zwischen Sehen und Schauen. Gegenüber dem indifferenter gebrauchten und oft in ein bloßes Bemerkten hinüberspielenden Sehen wäre das Schauen ein zweckfrei dem Gegenstand geöffnetes Betrachten<sup>1</sup>. „Schau an der [1138/1139] schönen Gärten Zier“, heißt es bei Paul Gerhardt. „Ich kann den Blick nicht von euch wenden, ich muß euch anschauen immerdar“, in den „Auswanderern“ Freiligraths. Der Liebende ist in das Anschauen des geliebten Antlitzes versunken, überall ist es dieselbe Haltung: Der Mensch ist in die Anschauung versunken -und versunken heißt: er hat sich und die Ziele seines Lebens vergessen, er ist seiner gewohnten Alltagswelt entrückt, nur noch hingegeben dem angeschauten Gegenstand.

Aber eine solche Anschauung steht nicht wie selbstverständlich am Anfang der Entwicklung, sondern muß erst als eine höhere Leistung in ausdrücklichem Aufschwung gewonnen werden. Es ist eben ein Irrtum, anzunehmen, die Menschen brauchten nur die Augen aufzuschlagen und könnten dann die Dinge um sich einfach anschauen. Im täglichen Leben ist der Blick schon immer verstellt durch die Befangenheit im „Betrieb“. Die Menschen wissen die Dinge zu nutzen, zu gebrauchen, sie sind gewissermaßen eingeschmolzen in ihr tägliches Geschäft. Um sie anzuschauen, ist ganz etwas anderes erforderlich: Dazu muß der Mensch zurücktreten aus dem Getriebe des täglichen Lebens, darf nichts mehr von den Dingen wollen, um sie nur noch anzuschauen, frei und unbefangen den Dingen hingegeben. Das ist das Wunder des Durchbruchs durch die Bedürfnisse des praktischen Lebens.

Diese Anschauung ist wahrscheinlich ursprünglich gar kein erkennendes, sondern ein ästhetisches Verhalten, d. h. der Mensch erhebt sich zur Anschauung in dem Augenblick, in dem das ästhetische Verhältnis zur Welt in ihm durchbricht. Die im Wort „Ästhetik“ nachwirkende ursprüngliche Wortbedeutung dürfte also einen tieferen Sinn haben, als man gemeinhin annimmt, sobald man nur die Anschauung selber hinreichend tief versteht; das ästhetische Moment wäre dann nichts, was nachträglich zur Anschauung hinzuträte, sondern die einfache sinnliche Anschauung wäre als solche schon ästhetisch. Nehmen wir das bekannte Beispiel vom Wald: Der Förster, der Holzhändler, der Spaziergänger, der Soldat, der Hygieniker usw., sie alle nehmen den Wald in einer ihrem Beruf entsprechenden Weise. Sie bemerken, wenn sie durch den Wald gehen, mancherlei: daß das Unterholz gelichtet werden muß, daß die Bäume als Bauholz verwendbar sind und einen gewissen Erlös versprechen, daß die Bäume am heißen Tag einen kühlen Schatten spenden, daß das Dickicht als Deckung dienen kann, daß die sogenannte ozonreiche Luft ge- [1139/1140] sund ist usw. Sie alle beziehen das Wahrgenommene auf ihren Lebenszusammenhang oder nehmen es überhaupt nur in der Perspektive ihres Lebenszusammenhangs wahr. Das darin nicht Bedeutsame bleibt beiseite. Aber dann kann es plötzlich einmal geschehen, wenn die Abendsonne hinter den geschwungenen Linien des Horizonts untergeht und die Ferne im goldenen Licht verdämmert, daß der Mensch stehen bleibt und alle Gedanken an Festmeter und Holzpreise, an die Aufgaben des Pflanzens und Schlagens, oder auch an das zu erreichende Ziel der Wanderung und die Frage nach dem einzuschlagenden Weg vergißt und wie benommen empfindet: Wie schön das ist! Und dieser Augenblick ist die Geburtsstunde der Anschauung. Jetzt löst sich der Blick von allem Wissen, das die Wahrnehmung sonst immer schon geleitet hat, von der Gebundenheit an die das Verhalten dirigierenden Minimalmerkmale und wird frei für die Fülle der sinnlichen Qualitäten des Gegenstands. Die Welt liegt plötzlich da wie am ersten Schöpfungstag. Es liegt etwas Ehrfürchtiges in diesem reinen Anschauen. So etwas scheint auch Platon mit seinem Staunen gemeint zu haben.

Die reine Anschauung steht also nicht am Anfang, sie ist eine höhere Leistung, zu der sich der Mensch erst erheben muß. Und trotzdem ist sie die ursprüngliche Verfassung des Menschen. Was der Mensch schon immer „übersprungen“ hat, wenn er sich im besorgenden Umgang mit

<sup>1</sup> G. Bräuer, Das Finden als Moment des Schöpferischen. Tübingen 1966, S. 37 f.

den Dingen bewegt, wird jetzt in der Anschauung nachgeholt. Er kehrt zurück an den Anfang, wo ihm die Dinge in ursprünglicher Reinheit gegeben sind, so wie sie waren, ehe sie der Mensch in seine praktische Welt hineingezogen und in ihr vergewaltigt hatte. Und eben darin tritt der Mensch selber zurück in den Ursprung seines Wesens, in sein noch jugendliches Offensein für die Fülle der Welt.

Das Problem ist also, daß diese Ursprünglichkeit der Anschauung nicht selber am Anfang steht, sondern immer schon übersprungen ist und nur im Rückgang, in einer Gegenbewegung gegen die „natürliche“ Entwicklung des Lebens gewonnen werden kann. Die Anschauung also legt frei, was unter der Hand schon immer geschehen ist, was in einer unausdrücklichen, indirekten Weise schon immer geleistet worden ist. Das klärt die zunächst unbehagliche Situation, daß der praktische Umgang mit der Welt zwar notwendig das Erste ist, daß darin aber schon immer von etwas Gebrauch gemacht wird, was eigentlich schon vorher hätte geschehen sein müssen. Diese immer schon über- [1140/1141] sprungenen Ursprünge werden jetzt in der reinen Anschauung ans Licht gebracht. Und „rein“ ist diese Anschauung jetzt in einem sehr prägnanten Sinn: nämlich gereinigt von den trüben Schlacken der Bedürftigkeit.

So bestätigt sich von der Seite der Erkenntnis her, was sich auch vom Ethischen, besser von der ganzen Lebensverfassung des Menschen her zeigen läßt: daß der Mensch so beschaffen ist, daß er sein eigenstes Wesen erst im Rückgang zu seinem verborgenen Ursprung gewinnen kann, daß sein „Ursprung“ nie im zeitlichen Sinn am Anfang liegt, sondern erst in einer ausdrücklichen Gegenbewegung gegen den zunächst gegebenen „uneigentlichen“ Zustand gewonnen werden muß. Das hat im Bereich der Erziehung Fröbel in aller Klarheit erkannt. Die Rückkehr zum Ursprung ist der Grundgedanke seiner gesamten Pädagogik, und nicht nur in der Erziehung der Kinder, sondern so, daß die Erwachsenen in der rechten Erziehung der Kinder selber wieder jung werden. Das ist darüber hinaus, seit Rousseau, der Grundgedanke der Kulturkritik: daß der Mensch nicht in gradlinigem Fortschritt, sondern nur in ständiger Rückkehr zu seinem als Wesensursprung begriffenen Anfang sein innerstes Wesen verwirklicht<sup>2</sup>.

Und das ist jetzt nicht nur eine ethische oder kulturphilosophische Frage, sondern betrifft den Menschen unmittelbar im ganzen so, daß auch die Erkenntnis mit einbezogen werden muß in diese Bewegung zum Ursprung. Von hier aus wird das Erkenntnisproblem in seinem letzten Sinn ein ethisches Problem, und grade die Anschauung bezeichnet die Stelle, wo beides unmittelbar zusammenhängt. In der Hingabe an die reine Anschauung verwandelt sich zugleich der Mensch selber in seinem innersten Wesen. Und die Anschauung wird dem Menschen nicht als selbstverständliches Geschenk gegeben, so daß er nur die Augen aufzuschlagen brauchte um anzuschauen, sondern muß erst in einer anstrengenden Leistung gewonnen werden. Das hat als didaktisches Problem Giel so überzeugend herausgearbeitet. So also entsteht die Frage: Wie gelingt diese eine eingreifende innere Umkehr erfordernde Leistung? Wie kommt der Mensch zur reinen Anschauung?

Das Verhängnisvolle ist, daß es dem Menschen selten aus [1141/1142] eigener Kraft gelingt, sich zu einer solchen Höhe des reinen Anschauens zu erheben. Auch die großen existentiellen Erschütterungen, die Angst und die Verzweiflung und allgemein die bedrängenden Krisen führen hier nicht weiter. Sie vermögen das Wesentliche, um das es dem Menschen in seinem Leben geht, vom Unwesentlichen zu trennen. Aber indem sie den Menschen ganz auf sich selber zurückwerfen, geben sie den Blick nicht frei für ein solches offen nach außen gewandtes Anschauen, ja sie verhindern es gradezu. Hierfür ist eine ganz andre Verfassung erforderlich, die Muße, mit der der Mensch aus seinen Geschäften heraustritt, und eine ruhig und heiter gestimmte Seele.

---

<sup>2</sup> Vgl. O. F. Bollnow, *Krise und neuer Anfang*. Heidelberg 1966, S. 13 ff. und *Die Pädagogik der deutschen Romantik*. Stuttgart <sup>3</sup>1977.

An dieser Stelle hat neuerdings Klaus Giel eingesetzt<sup>3</sup>. Die bahnbrechenden Gedanken, die er zur anthropologischen Begründung der Didaktik entwickelt hat, dürften auch in einem allgemeineren Sinn für das Verständnis der Anschauung und ihrer Funktion im menschlichen Leben weiterführen. Es empfiehlt sich daher, von seinen Überlegungen auszugehen. Die überlieferte Form des Anschauungsunterrichts ist in der Tat ein unhaltbar gewordenes Stück überalterter Didaktik. Weil im täglichen Leben die Anschauung niemals am Anfang steht, sondern immer schon die Gewohnheit des praktischen Umgangs, kann auch der Unterricht nicht einfach von der Anschauung ausgehen. Wohl aber hat er die Aufgabe, mit der erzieherischen Kunst zur Anschauung, zur reinen, staunenden Anschauung hinzuführen. Dazu aber hilft es nicht, wenn man den Kindern die Dinge nahebringt, indem man sie mit ihnen hantieren läßt, damit sie lernen, mit ihnen umzugehen. Das alles ist gewiß wichtig, aber es führt nur in die Ebene der technischen Lebensbewältigung. Wenn man aber darüber hinaus zu einer echten Anschauung kommen will, dann genügt es nicht, die Kinder mit den Dingen hantieren zu lassen, man muß sie ihnen gradezu aus der Hand nehmen, damit sie, von der Gewohnheit des Umgangs befreit, es lernen, nur noch anzuschauen, und sie so zurückführen zu jenem reinen Ursprung unsres Weltbezugs, der niemals einfach am Anfang liegt, den wir immer schon übersprungen haben und erst in der Anstrengung des Rückgangs wieder gewinnen müssen. Man muß die Kinder erst zu ihrer Kindheit erwecken, indem man sie aus der Altklugheit ihres gewohnten Daseins herausreißt und zurückführt zur Quelle der Anschauung. Erst in diesem Zusammen- [1142/1143] hang gewinnt die Didaktik ihre letzte Würde als die die Menschheit verjüngende Kraft.

Hier setzt dann auch die Lebensbedeutung der Kunst ein. Was dem im Getriebe des Alltags verfangenen Menschen unmöglich ist, das gelingt dem großen Künstler und wird durch seine Vermittlung dann auch andern Menschen zugänglich. Das hat Schopenhauer im Rahmen seiner Philosophie sehr tief sinnig entwickelt: wie es dem Künstler gelingt, sich von der Knechtschaft des „Willens“ zu befreien und die Welt in reiner, ungetrübter Anschauung in sich aufzunehmen. Das bezeichnet unabhängig von den besonderen Voraussetzungen der Schopenhauerschen Philosophie allgemein die Lebensfunktion der Kunst: durch das Kunstwerk eine auf andre Weise nur schwer erreichbare reine Anschauung der Welt zu ermöglichen.

Wir müssen (worauf wiederum Giel nachdrücklich aufmerksam gemacht hat) die enge Verschränkung von Anschauung und Darstellung erkennen. Erst an der Darstellung im Kunstwerk lernen wir die Anschauung der Wirklichkeit, erst im Bild lernen wir das Ding selber sehen. Weil wir in der Darstellung immer schon das Ganze fassen, hebt sie gewissermaßen auf, was man im Anschluß an Gehlen die symbolische Vereinfachung, das pars-pro-toto-Prinzip nennen könnte. Die künstlerische Darstellung nimmt diesen Vorgang zurück, indem sie das Nebeneinander in seinem vollen Reichtum entfaltet, indem sie uns alles das am Ding sehen läßt, was wir im täglichen Umgang übersehen hatten. Daß dabei die künstlerische Darstellung selber wieder in einen verdeckenden Schematismus umschlagen kann, der die unmittelbare Berührung verhindert, ist die andre Seite, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann.

Man verdeutlicht diese Verhältnisse am besten im optischen Bereich, an der Darstellung der sichtbaren Welt in der Malerei. Ihre Leistung ist es, den Menschen wieder in den Zustand reiner Anschauung zu versetzen, indem sie ihm das reine Bild vor Augen führt. Grade der Impressionismus war eine große Schule des Sehens. Die Maler dieser Zeit haben es selber immer wieder ausgesprochen, daß es darauf ankäme, alles zu vergessen, was sie von der Welt wüßten, um nur noch zu malen, was sie sehen. So betont Matisse, daß der Künstler „alles so sehen muß, als ob er es zum erstenmal sähe. Man muß zeitlebens so sehen können, wie man als Kind die Welt ansah ...“. Und ähnlich heißt es bei Cezanne: „Wie schwer ist es doch, unbe-

---

<sup>3</sup> K. Giel, Studie über das Zeigen, in: Erziehung in anthropologischer Sicht, hrsg. v. O. F. Bollnow. Zürich 1969, S. 51-75.

fangen an die [1143/1144] Natur heranzutreten, man sollte sehen können wie ein Neugeborener. (Denn normalerweise sehen wir ja an den Dingen, wie sich im einzelnen zeigen läßt, nicht was uns optisch gegeben ist, sondern was wir von ihnen wissen.) So haben wir seitdem alle von den Impressionisten sehen gelernt, in ihrer Schule haben wir uns von dem unsre Wahrnehmung „entlastenden“ Wissen befreit und sind wahrhaft sehend geworden. Hier sind wir an den Ursprung einer reinen Anschauung zurückgekehrt, der im alltäglichen Leben durch das vorgreifende Verständnis immer schon übersprungen war. Auch hier bestätigt sich der tief im Wesen des Menschen verwurzelte Zusammenhang, daß der Ursprung nicht als selbstverständlich am Anfang vorhanden ist, sondern erst in ausdrücklicher Anstrengung freigelegt werden muß, daß also der Mensch sein innerstes Wesen erst in der Rückkehr zum Ursprung verwirklichen muß.

Ähnlich ist es auch bei der Dichtung. Wenn wir von der tiefsinnig in der deutschen Sprache enthaltenen Möglichkeit Gebrauch machen, das Wort „sehen“ auch in einem allgemeineren Sinn für jedes Auffassen einer Wirklichkeit zu verwenden, so können wir sagen: auch die Dichtung lehrt uns sehen. Bleiben wir zunächst im Bereich der sichtbaren Welt. Was ist es beispielsweise, was uns an der dichterischen Schilderung einer lange bekannten Stadt so ergreift, etwa an Nietzsches „Venedig“ oder Trakls „Salzburg“? Es ist, als ob durch das Gedicht das Auge frei geworden ist zum Sehen, daß also das, was im Alltagsleben niedergehalten war, jetzt frei geworden ist. Wir stehen da und spüren: ja, so ist es, im Grunde habe ich es immer gewußt, aber erst durch das Gedicht ist es mir klargeworden. Es ist mir „wie Schuppen von den Augen gefallen“. Nur ist es hier weniger die optische Oberfläche als der Stimmungsgehalt und die in ihm offenbarte Wesenserkenntnis. Und so ist es allgemein: menschliche Gefühle, menschliche Haltungen und menschliche Konflikte, das ganze Geschehen des menschlichen Lebens wird uns erst sichtbar im dichterischen Wort. Erst an seiner Leitung finden wir dasselbe wieder in der Wirklichkeit. Wir sind bereichert durch die Fülle, die uns so zugänglich wird. Daher die eigentümliche Beglückung, die von Dichtung ausgeht. Dichter lehren uns immer wieder das ehrfürchtige Staunen vor der reinen, unberührten, ewig morgendlichen Wirklichkeit, die uns in der Befangenheit durch die Alltagsgeschäfte aus dem Blick gekommen war. [1144/1145]

An dieser Stelle ist neben der Malerei und Dichtung als weiteres der Mittel, dem Menschen die unverstellte Anschauung zu vermitteln, auch die unter dem Namen der Phänomenologie zusammengefaßte philosophische Strömung zu nennen, wenn ihr Einfluß auch naturgemäß nicht so weit reichen kann wie die genannten Künste, sondern auf den engeren Kreis der Philosophen beschränkt ist. Wenn van den Berg einmal sagt: „Die Dichter und Maler sind geborene Phänomenologen“, so scheint er damit auf eine tiefe innere Verwandtschaft hinzuweisen. Wenn wir das Wort Phänomenologie in einem allgemeinen Sinn nehmen, ohne uns auf eine bestimmte schulmäßige Verwendung festzulegen, so versteht man darunter die Bemühung, den Blick frei zu machen von allen Voreingenommenheiten und mitgebrachten Theorien, um so den Gegenstand selber sichtbar zu machen.

So bestimmt sie Scheler: „Sie sucht das ‚Gegebene‘ überall möglichst schlicht, vorurteilslos und rein in möglichst dichte Anschauungsnähe zu bringen, um es dann durch phänomenologische Reduktion in sein Wesen zu erheben“.

Und ähnlich nimmt auch Heidegger diese Absicht auf, wenn er das allgemeine Wesen der Phänomenologie in dem Satz zusammenfaßt: „das, was sich zeigt, so wie es sich von ihm selbst her zeigt, von ihm selber her sehen (zu) lassen“. Darin kommt ganz dieselbe Bemühung zum Ausdruck: von Hause aus sehen wir die Dinge nicht, wie sie sich von ihnen selbst her zeigen, weil wir sie immer schon im Banne mitgebrachter Einstellungen, mitgebrachter Theorien sehen. Es ist erst ein mühsamer Prozeß der Reinigung notwendig, um die Dinge rein von ihnen selber her sehen zu lassen. Zu diesem Zweck haben die Phänomenologen ihre besondere

Kunst der Beschreibung entwickelt, ihre Kunst des differenzierten Sehens, des Unterscheidens. Es ist wichtiger zu sehen, worin sich die Dinge unterscheiden, als worin sie sich gleichen. Geiger spricht von einem „Prinzip des Nichts-anderes-als ...“. Das, so können wir es in unsern jetzigen Zusammenhang hineinnehmen, ist ein Mittel vereinfachender Weltbewältigung. Es überspringt die Besonderheit des vorliegenden Phänomens, um möglichst schnell zu etwas Altbekanntem zurückzukommen. Bezeichnenderweise treten hier gegenüber dem theoretischen Erklären die aus dem Bedeutungsfeld des Schauens stammenden Bezeichnungen auf: Scheler will das Gegebene „in möglichst dichte Anschauungsnähe bringen“, Heidegger will es „von ihm selbst her sehen lassen“, Husserl [1145/1146] spricht von einer „Wesensschau“ - überall sind es also Begriffe des optischen Schauens, die dann auch in einer übertragenen Bedeutung auf die geistige Erfassung des Gegenstands angewandt werden. Und eben hierin liegt das Wesen der Phänomenologie.

Scheler kennzeichnet sie „als eine neue philosophische Einstellung, mehr eine neue Techne des schauenden Bewußtseins als eine bestimmte Methode des Denkens“, und fügt hinzu, daß es einer „fortgesetzten Übung dieser Bewußtseinshaltung“ bedürfe, weil sie dem natürlichen Menschen unnatürlich ist. Die unmittelbare sinnliche Anschauung dient also als Modell, an dem auch die geistige Auffassung eines Gegenstands verstanden wird.

Das Zurückführen des Menschen zur Kraft seiner ursprünglichen Anschauung, einer Anschauung, die ihm niemals von selbst gegeben ist, sondern zu der der Mensch erst geführt werden muß, das ist im engeren philosophischen Bereich die Aufgabe der Phänomenologie, die man nur von dieser Seite her in ihrer eigentlichen Absicht begreift. Das ist in einer allgemeineren Weise aber die Aufgabe der Kunst, vor allem der Dichtung. In diesem Sinn verstehen wir den Satz Bachelards: „Was könnten die Philosophen doch lernen, wenn sie die Dichter läsen“<sup>4</sup> – und selbstverständlich nicht nur die Philosophen für die Zwecke der Philosophie, sondern darüber hinaus: Was könnten die Menschen doch lernen, wenn sie die Dichter läsen.

---

<sup>4</sup> G. Bachelard, *Poetik des Raumes*, übers. v. K. Leonhard. München 1960, S. 238.